

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 91 (1965)
Heft: 47

Illustration: "Sparmassnahmen hin oder her - ich verlange ein längeres Telephonkabel!"
Autor: Sattler, Harald Rolf

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ghaye oder gschoche

Die Deutschen ante portas!

Endlich ist es so weit, daß wenigstens der Großteil der Ferienreisenden wieder heimgekehrt ist. Es dürften nur wenige sein, die zurzeit noch irgendwo am Nil an der Sonne braten, sich auf den Kanarischen Inseln kühle Luft zufächeln oder die, an einem tripolitanischen Sandstrand sich räkelnd, erholsam mit den großen Zehen spielen. Auch Mallorca dürfte sich weitgehend entleert haben, jene Insel, wo man – wie ein Reisebüro empfehlend berichtet – Jahr für Jahr 100 000 (hunderttausend) Touristen mehr zählt, vor allem Deutsche, was anzufügen das Reisebüro unterließ. Im Jahre 1950 sollen 230 Deutsche nach Mallorca gefahren sein; 1964 waren es schon 150 000, heuer 200 000. «Ferien sind schön», seufzen alle meine Freunde und Bekannten, «aber ach, diese Deutschen!»

In der hochberühmten Poti-Galerie zu Farenzo beispielsweise. Da steht man verträumt oder andächtig oder versunken oder begeistert vor einem Bild von Masaccio oder Lippi oder Botticelli oder Giorgione; es ist kühl, es ist ruhig, es ist erbaulich, es ist höchst bildend – es ist zutiefst oder zuhöchst ferienhaft; und da bricht es aufs mal in diese Stille herein wie aus dem Teutoburgerwald, da tost es durch die Korridore, quillt es in die Säle, ein Aufschrei, ein Tumult, eine ganz verfluchte Sauerei, wie man nicht umhin kann, unter solchen Umständen selbst vor einem begeisterten Corregio zähnekirschen zu zischen. Diese..., diese... – das hat jetzt gerade noch gefehlt; hat man denn nirgends vor ihnen Ruhe, müssen sie denn stets in Herden oder Horden auftreten – diese Deutschen! Und zwei solche typischen Deutschen drängen sich aus der lärmenden Meute, schieben sich mir zur Seite, staunen dann auch auf den Corregio, und dann sagt der eine, nicht ohne Anerkennung, versteht sich: «sch'glatt-hä, 'pfridschtuznamal hä!?!» Sie kommen von irgendwo an der Töß her,

'pfridschtutz diese Deutschen, hä? In Porto Santa Lucia ist man allein. Es war ein Geheimtip für 1965. Essen rustikal, aber Sandstrand oho. Und noch nicht entdeckt von den Reiseagenturen. Fischer sind die einzigen im verschlafenen Dorf, ein einziger, einsiedlerischer Engländer von über siebzig noch, und den Strand hat man allein. Wunderbar! Man träumt auf das Meer und in einen James Bond, man blinzelt in die Sonne und einer jungen Bäuerin zu, und kein Auto lärm, kein Gedränge, kein Toilettenzwang, und die drei «Albergo» mit Bistro träumen auch und sind leer bis auf Fliegen und am Abend, und die Kinder bauen schon den zweiten Tag an ihrer Sandburg, da pustet es, und nochmal und nochmal und erneut, und um die Ecken brausen in geringen Abständen, aber in nicht geringen Staubwolken vier Cars, und Gejubel und Holeen, und die verfluchten Deutschen haben den Geheimtip 1965 und uns entdeckt, laden aus im Dorf, besetzen Pensionen und Bistros und vertreiben selbst die Fliegen. Hier endet ein Auszug nach Aegypten und beginnen sämtliche sieben Plagen, und es wälzen sich Myriaden und Hekatomben heran wie Sand am Meer, den man wegen ihnen kaum mehr sieht – wegen den Deutschen. Sie bleiben, begeistert, voraussichtlich und min-

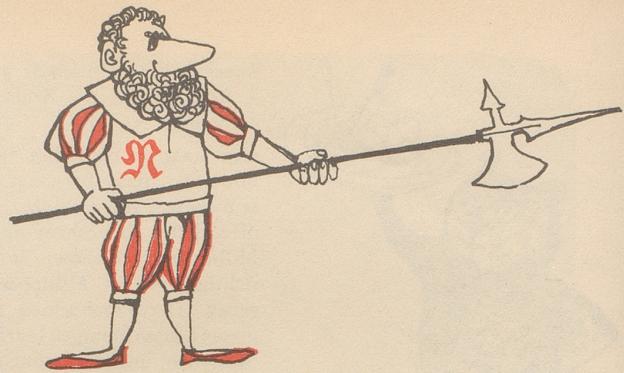
destens acht Tage, pauschal und alles inbegriffen, auch die Sandburg, die sie unter dem Geheul der Kinder zerstampfen, sie zerren an den Booten, schleppen Bänke, zupfen an ausgehängten Netzen, schreien nach den Fischern, besetzen die Bistros – Himmel diese Deutschen! – und gruppieren sich schamlos, nämlich in Hosenträgern, auf der winzigen Mole, Gelächter, Gekreisch, vorbei die Ruhe, rücken zusammen, verstummen nur kurz, um den Ton abzunehmen, und singen, mehr laut als schön, aber nicht ohne unmotiviertes Trillilala dazwischen – diese neunmal ins Pfefferland verwünschten Deutschen, nirgends, nirgends, aber wirklich nirgends hin kann man mehr reisen, ohne von ihnen niedergewalzt, ja niedergewalzt zu werden! – singen also – den «Schweizerpsalm», denn sie kommen von irgendwo an der Limmat her und tun alles, um ihre Vereinskasse zu vertunt. Diese Deutschen!

Sowohl Spaß als auch Ironie bei Seite, und soweit das, was mir meine Freunde berichteten, diese Armen. Diese Aermsten zogen aus, weit in die Fremde, um Fremde zu genießen und Helvetischem zu entrinnen. Und sie fanden Helvetien in Fernausgaben.

Ich meinerseits verbrachte die Ferien daheim, traf selten Schweizer, und wenn ich jemanden traf, dann

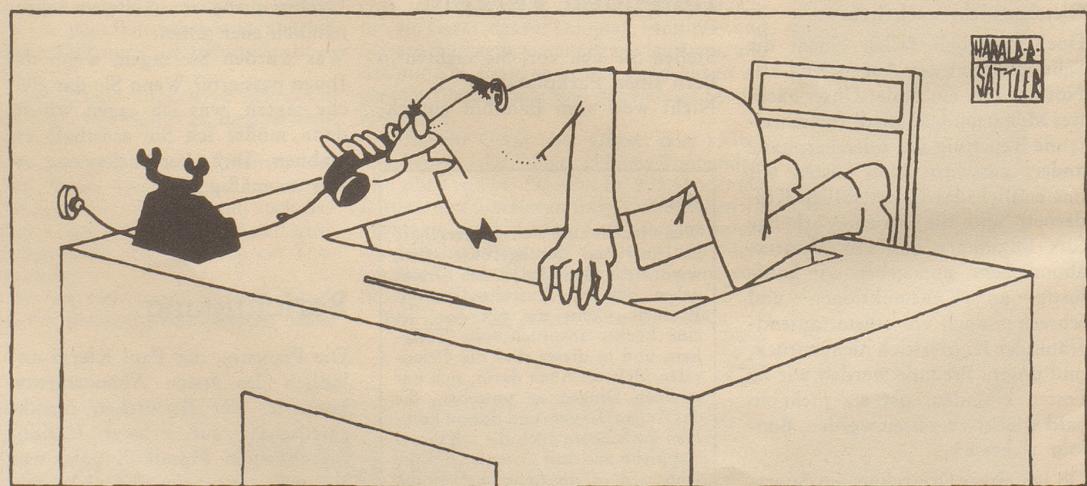
waren es Fremde – die der Arbeit nachgingen, wenn Sie wissen, was ich meine.

Bruno Knobel



«Schweiz – Western Germany»

Wie sehr nicht etwa wir Schweizer respektive Europäer uns um die Entwicklungsländer bemühen, sondern umgekehrt jene um uns, das geht völlig eindeutig aus meinem Briefkasten hervor. Er ist gefüllt mit vervielfältigten, gedruckten, manchmal auch kostbar eingebundenen und illustrierten Mitteilungen von Gesandtschaften, Botschaften und in- wie ausländischen Publicrelationsabteilungen, hinter denen deutlich spürbar die große Staatssubvention steht. Alle diese Publikationen wollen mich davon überzeugen, daß der mehr oder weniger junge Staat, der mir das Papier sendet, eine bestausgebauten Demokratie ist, interessant für geschäftlichen Verkehr wäre und friedlichen Kontakt mit dem Westen auf allen Gebieten erstrebe. Auch sonst lerne ich viel. Vor allem sehe ich, wie die Amerikanisierung der Geschmäcker zunimmt: Pinupgirls nun auch im kommunali-



«Sparmaßnahmen hin oder her — ich verlange ein längeres Telephonkabel!»